



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ziegler, Theobald: Geschichtsphilosophische Probleme

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Geschichtsphilosophische Probleme

Von Prof. Dr. Theobald Ziegler



Es ist schwer, in unserer ganz nur von Gegenwartseindrücken erfüllten Zeit die Seele und die Gedanken wegzurufen zu abstrakten Fragen der Wissenschaft; und ob der Trost, daß gerade in dieser Zeit der Spannung der Mensch doch auch Augenblicke eines Sich-Löslöfens von diesem übergewaltigen Gegenwertsinteresse brauche und haben wolle und ihm ein sich konzentrieren auf abgelegene wissenschaftliche Probleme ab und zu gut tue, — ob dieser Trost ganz verfangt, ich weiß es nicht. Deswegen habe ich zwischen der wissenschaftlichen Pflicht, zu dem von mir zu behandelnden Thema zu sprechen, und meiner persönlichen Neigung, nur vom Krieg zu reden, einen Kompromiß gesucht und das Thema so gewählt, daß es mit diesem uns allen am nächsten Liegenden doch wenigstens in Fühlung und Berührung bleibt und mir gelegentliche Übergriffe gestattet, ohne daß ich sie allzusehr an den Haaren herbeiziehen müßte. Über Geschichte möchte ich hier einige Bemerkungen vortragen dürfen und auf Probleme hinweisen, — nicht in der Meinung, sie kurzer Hand lösen zu können, sondern um sie just als Probleme zu kennzeichnen und in ihrer Schwere aufzuzeigen.

Geschichte erleben wir in diesem Augenblick wie nie zuvor, und wie auch wir Älteren und Ältesten sie 1870 nicht erlebt haben, die Geschichte eines grandiosen Weltkrieges. Aber ist, was wir vom Krieg erleben, wirklich auch schon seine Geschichte? Die Feldpostbriefe, heute unsere liebste Lektüre, weil sie dieses Erleben anschaulich schildern, kommen nicht in das Buch der Geschichte, und auch von dem, was sie berichten, selbst das Wertvollste, das Individuelle und Intime, schwerlich oder höchstens nur in kleinster Auswahl. Die, die sie schreiben, bitten vielmehr uns in der Heimat um Nachrichten über den Gang, das heißt also über die Geschichte des Krieges: sie erleben oder, wie sie ganz sinnlich sagen, sie riechen den Krieg, aber von seiner Geschichte wissen sie weniger als wir daheim. Ist aber so schon zwischen Geschichte erleben und Geschichte schreiben eine große Kluft befestigt und ein weiter Schritt hinüber vom einen zum anderen, so wird dieser Schritt noch einmal größer und die Kluft noch einmal weiter, wenn wir die Geschichte zum Gegenstand einer philosophischen Untersuchung machen und fragen, was denn eine Geschichtsphilosophie sei, was sie zu tun habe und leisten könne?

Philosophie ist nach Fichte Wissenschaftslehre: die Geschichte ist eine Wissenschaft, also — doch hier stocke ich schon. Denn sofort kommt der Skeptiker und erklärt: die Geschichte ist überhaupt keine Wissenschaft; die Wissenschaft redet stets nur von Gattungen, die Geschichte von Individuen, Wissenschaft redet von dem was immer ist, die Geschichte dagegen von dem, was nur einmal und dann nicht mehr ist; und da das Individuelle seiner Natur nach unendlich und unerschöpflich ist, so weiß sie alles nur unvollkommen und halb. Aber wenn wir auch nicht soweit gehen wollen wie Schopenhauer, dem diese Einwürfe entnommen sind, Recht scheint er doch zu haben mit der Behauptung, daß die Geschichte es lediglich mit individuellen Vorgängen zu tun habe, die nur einmal passiert sind und sich dann nie mehr so, genau so wiederholen. Die Geschichte ist idiographisch im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die — man denke an die Physik — nomothetisch Gesetze suchen. Dabei stellt sich freilich sofort ein Paradoxes heraus: die Naturwissenschaft, die uns gewöhnlich als realistisch und als die realste Wissenschaft gilt, ist vielmehr durchaus abstrakt, sieht vom Einzelfall und von dem wirklich da und dort Geschehenden, vom individuellen Erleben ab und sucht vielmehr Gattungen, wie Platon und Schopenhauer, Gesetze, wie wir seit Kepler und Galilei besser sagen, also jedenfalls ein Allgemeines und Allgemeingültiges. Und so gilt von der Natur: alles wiederholt sich nur in ihr; die Geschichte dagegen ist die ewig junge Wissenschaft vom ewig Neuen.

Allein ob das ganz wahr und der Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Geschichte wirklich ein so fundamentaler und diametraler ist, das ist die erste Frage, die wir aufwerfen müssen. Ich habe schon gesagt, die in den Feldpostbriefen berichteten Einzelergebnisse, die uns heute so lebhaft interessieren, kommen nicht in die Geschichte und gehören nicht zur Geschichte, höchstens daß dieses oder jenes so Erzählte als Beispiel gebraucht wird für — ja sagen wir es nur gerade heraus — für ein Allgemeines: die Tat des Maschinisten, der unter Hingabe seines Lebens das Unterseeboot 18 nach Verlassen der Mannschaft zum Sinken brachte, damit es nicht in die Hände der Feinde falle, als Beispiel für die Kühnheit und den Todesmut unserer jungen Marine. Aber solcher Helden gibt es in diesem Krieg viele, und von ihnen wird kein Lied, kein Heldenbuch jemals melden, ihre Taten werden nicht aufgezeichnet zu finden sein in dem Buch der Geschichte von 1914/15. Denn eine Summe solcher einzelnen Tatsachen — heißen wir das „Geschichte“? machen sie das Ganze einer Geschichte dieses Krieges oder gar einer allgemeinen Geschichte der Neuzeit aus? Was tut vielmehr der Historiker mit solchen Einzelheiten? Er wählt aus und läßt dabei die meisten wie durch ein Sieb ins Bodenlose fallen, versinken und ertrinken im Strom des Vergessens. Zum Auswählen aber braucht er einen Maßstab oder sagen wir besser gleich: einen Gesichtspunkt, unter dem er das historisch Bedeutsame festhält und aufzeichnet, das Unbedeutende und Unwesentliche, und wäre es inhaltlich noch so schön, einfach verschwinden läßt. Und so besteht die

erste Aufgabe des Geschichtschreibers im Auffinden eines Allgemeinen, des fruchtbaren Gesichtspunktes, unter dem ausgewählt werden kann, genau so, wie der Naturforscher, der Botaniker zum Beispiel, einen Gesichtspunkt suchen muß, nach dem er die Pflanzen klassifiziert, systematisiert und ihre Entwicklungsgeschichte entwirft. Diese Gesichtspunkte wechseln: man denke an das Linnésche und an das es ablösende natürliche oder Züffieusche Pflanzensystem. So bieten sich auch dem Historiker verschiedene Gesichtspunkte dar. Am bekanntesten ist neuerdings die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung von Karl Marx: bei allem geschichtlichen Geschehen komme den ökonomischen Verhältnissen die Priorität vor den politischen und geistigen Strömungen zu; diese seien nur Folgeerscheinungen, der „Überbau“ zu jenen fundamentalen wirtschaftlichen Vorgängen; und so sei die Geschichte in Wahrheit immer eine Geschichte des Klassenkampfes zwischen Ausbeutenden und Ausgebeuteten, zwischen Herrschenden und Beherrschten. Von dieser Auffassung haben wir alle viel gelernt, selbst für die Religionsgeschichte: zum Beispiel, daß in die Entstehung der Reformation oder in den Unterschied zwischen lutherischer und reformierter Konfession wirtschaftliche Faktoren hineinspielen. Oder ein anderes ideelles Gebiet — die Philosophie. Entstanden ist sie als abendländische in Milet, das damals die größte griechische Handels-, Kolonial- und Seestadt war und dessen ganzes Reichthum, dessen ganze Existenz, etwa wie die Hamburgs, auf dem Wasser beruhte. Dort wurde eine Navigationschule, ein Kolonialinstitut gegründet, und dessen Vorsteher Thales lehrte nun als Philosoph und Haupt einer philosophischen Fakultät: Wasser ist der Grundstoff, Anfang und Prinzip aller Dinge. Aber am Fortgang der so entstandenen Philosophie sehen wir auch die Einseitigkeit jener Marxistischen Theorie. Der Bremenser Pastor Kalthoff hat versucht, die ganze griechische Philosophie von diesem Gesichtspunkte aus realistisch, materialistisch, soziologisch zu begreifen und ist bei diesem Unternehmen kläglich gescheitert: weder Heraklit, noch Sokrates, noch Platon läßt sich aus diesem einen Faktor ableiten. Sokrates hat er daher nicht verstanden und Platons Ideenlehre als etwas „wenig Imponierendes“, oder vielmehr als ein ihm gründlich sein materialistisches Konzept Verrückendes überkurz abgetan. Und so ist diese Auffassung ganz einseitig und ganz eng. Das Geschichtliche ist kein so einfaches und gleichförmiges Gewebe, Fäden der verschiedensten Art, wirtschaftliche und politische, kulturelle und ideelle, religiöse und ethische laufen darin in- und durcheinander, was dort Fundament ist, ist hier Überbau, und was heute dominiert, ist morgen bloße Begleiterscheinung; und die Aufgabe des großen Historikers wird eben die sein, jedem dieser Fäden an seinem Ort die richtige Rolle zuzuweisen und aufzuzeigen, wie die Farben der einzelnen Fäden an dieser oder an jener Stelle die Farbe des Ganzen beeinflussen und bestimmen. So ist die Ursache unseres Krieges mit England gewiß materialistisch und wirtschaftlich in dessen Konkurrenzneid zu suchen; aber bei Frankreich ist es ein Ideelleres, der lange großgezogene und gehätschelte Revanchegedanke, und bei

Rußland der instinktive Expansionstrieb des Panlawismus, was sie gegen uns aufgepeitscht und losgelassen hat; und auf unserer Seite vollends ziehen die jungen Regimenter in hellem Idealismus dem Feinde entgegen. Deswegen ist auch der Gegensatz von kultureller und politischer Geschichte stets nur ein fließender, kein ausschließender: die Kunst Athens versteht man nur aus dessen politischer Geschichte, und die Politik der italienischen Kondottiere nur aus der von Haus aus ästhetischen und individualistischen Renaissancestimmung heraus. Die Lehre von der überall vorhandenen Priorität des ökonomischen Faktors vor dem ideellen ist dogmatisch, nicht wissenschaftlich, indem sie als Voraussetzung hinstellt und hinnimmt, was erst jedesmal besonderer Untersuchung bedarf. Natürlich kann der Historiker vom Wirtschaftlichen, er kann aber ebensogut auch von der Religion oder den Sitten, von der Kunst oder der Philosophie ausgehen; nur muß er sich dabei bewußt bleiben, daß jede dieser Auffassungen eine einseitige und unvollständige ist, und muß daher immer auch die anderen Faktoren gelten lassen und zu Hilfe rufen. Und da zeigen gerade Zeiten, wie die unserige, daß der umfassendste Gesichtspunkt und der höchste Standpunkt, von dem aus man Geschichte verstehen und Geschichte schreiben kann, doch nur der politische, der staatliche ist, und daß von ihm aus am ehesten noch das Ganze erfasst und begriffen werden kann. Staatengeschichte ist eigentlich das, was wir Geschichte nennen: das haben wir eine Zeitlang fast vergessen, wie wir es nicht mehr haben wollen gelten lassen, daß Kriege Knotenpunkte sind im Völkerverleben, an denen die Völkerschicksale gewogen und von denen sie auf Jahrzehnte hinaus auch wirtschaftlich und kulturell bestimmt werden. Heute ist es uns allen klar: nicht der einzige, aber der große Gesichtspunkt, unter den wir die geschichtlichen Erlebnisse zu stellen haben, ist der staatliche; denn der Staat verloren, alles verloren.

Diesem Gedanken ist freilich die christliche Geschichtsphilosophie von Anfang an mit widersprechenden Gefühlen gegenübergestanden. Römer 13 hat der Apostel Paulus alle staatliche Obrigkeit und somit den Staat selbst als von Gott verordnet erklärt, Apokalypse 13 aber hat deren Verfasser den Drachen, das heißt den Teufel als den genannt, der dem großen Leviathan Staat seine Kraft und große Macht gegeben habe; das ist der große Widerspruch im Neuen Testament: denn beide Male ist von demselben, vom römischen Staat unter Kaiser Nero die Rede. Die *civitas terrena*, der weltliche Staat schien dann auch dem hierin der Apokalypse folgenden Augustin vom Bösen zu stammen: indem er ihm die Kirche als Gottesstaat gegenüberstellt, bestimmt er die Anschauung des Mittelalters. Die Entprofanisierung wie des Berufs überhaupt, so auch der weltlichen Obrigkeit und des Staates vollzieht im Anschluß an Paulus und teilweise nach dem Vorgang der nominalistischen Scholastik Luther und öffnet damit der Neuzeit Tür und Tor. Und am Ende des achtzehnten und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeigt sich derselbe Widerspruch wieder, natürlich in ganz verdünnter und vergeistigter Form. W. von Humboldt

und Schiller erklären den Staat für ein Übel, wenn auch für ein notwendiges, Hegel dagegen für ein Göttliches und für den Gott auf Erden; und hundert Jahre später steht dem Individualismus Niezsches mit seiner Geringschätzung des Staates der Staatssozialismus gegenüber, der die Allwirksamkeit des Staates in dieser oder jener Form proklamiert. Heute treten wir, denke ich, alle auf die Seite des Apostels Paulus und nicht auf die der Apokalypse. Der Staat ist das Wahrzeichen, unter dem und für den wir kämpfen. So hat uns der Krieg als der große Erzieher gelehrt, daß die Geschichte in erster Linie Staatengeschichte ist.

Alles das ballt sich aber nun zu dem zweiten Problem zusammen: gibt es historische Gesetze, wie es zum Beispiel in der Physik Naturgesetze gibt? Früher hat man dabei etwas gewaltsam konstruierend und darum fast kindlich empirische Gesetze aufgestellt wie das: die Weltgeschichte bewege sich von Ost nach West, womit wir rettungslos dem Panlawismus verfallen wären, was Hindenburg eben jetzt ad absurdum zu führen eifrig bemüht ist; oder: ein Volk erlebe nur einmal einen Höhepunkt, wie das Einzelleben schreite es von Kindheit zu Jugend zu Mannesalter und durchs Greisenalter schließlich zum Tode fort. Aber gerade wir Deutsche, denke ich, widerlegen auch dieses Gesetz: wir haben eine erste politische und kulturelle Blütezeit im Mittelalter erlebt und einen zweiten Aufstieg im neunzehnten Jahrhundert begonnen, wo zuerst die kulturelle, dann die politische Einigung unseres Volkes zustande gekommen und eine Höhe erreicht worden ist, um deren Erhaltung und um deren Hinaufrücken und Emporbilden wir heute kämpfen. Aber wie steht es zum Beispiel mit dem Gesetz, daß auf die okkupatorische die Naturalwirtschaft und auf diese die Geld- und schließlich die Kreditwirtschaft folge? Diese Reihe wiederholt sich bei den verschiedensten Völkern und ist wirklich eine natürliche und eben darum eine notwendige und gesetzmäßige Entwicklung. Ebenso ist es mit der jedem nationalen Aufschwung vorangehenden Bauernbefreiung in Rom so gut wie in Preußen: wo sie ausbleibt, geht ein Staat zugrunde, so Sparta; wo trotz ihrer der Aufstieg ausblieb wie in Rußland, da können wir die gegenwirkenden Ursachen nachweisen, so daß gerade die Ausnahme die Regel bestätigt. Wenn es aber solche Gesetze — oder sagen wir vorsichtiger: so etwas wie analoge Fälle, typische Formen, sich wiederholende Entwicklungsreihen gibt, so ist damit die Behauptung, daß die Geschichte lediglich idiographisch sei, definitiv aus dem Felde geschlagen. Und endlich die psychologischen Gesetze — sie lernen wir nicht bloß und in ihrer Tiefe überhaupt nicht im psychologischen Laboratorium kennen, wohl aber können wir sie als individuelle an den großen geschichtlichen Persönlichkeiten und als soziale und soziologische an den geschichtlichen Massenvorgängen ablesen: ist aber die Geschichte der Erkenntnisgrund solcher Gesetze, so müssen psychische und psychologische Gesetze auch tatsächlich in ihr wirksam sein und herrschen.

Das führt auf ein neues, drittes Problem, die Frage nach den Trägern der Geschichte: sind das Individuen oder Massen? Einzelne oder Völker?

Menschen oder Schicksale? Gewiß sind Individuen die Träger alles geschichtlichen Geschehens, und gewiß stehen große Individuen im Vordergrund unseres Interesses an der Geschichte. Darin ist sie durchaus aristokratisch — fast im Gegensatz zu der ebenso gewiß demokratischen Moral. Wie sehr uns diese Art von Aristokratismus und Individualismus, die Heroenverehrung im Blut liegt, zeigt heute der Name Hindenburg. Das Volk — und darin gehören wir alle zum Volk — braucht große Individuen, Helden, an denen sich das geschichtliche Geschehen aufrichten und festhalten läßt. Deshalb ist die griechische Geschichte soviel interessanter als die römische, weil dort einzelne Menschen und wirkliche Menschen mit scharfumrissenen Charakterköpfen im Mittelpunkt stehen, während hier fast siebenhundert Jahre lang der Staat es ist, dessen Geschichte wir vernehmen. Und ebenso ist das Mittelalter uns Nicht-historikern so verschlossen, weil hier jeder eine sein Gesicht unkenntlich machende Maske vor hat, der Mönch seine Kapuze, der Ritter sein Visier; und darum wirkt eine Gestalt wie die Abälards oder Friedrichs des Zweiten, wo plötzlich ein Menschenantlitz hinter der Mönchskutte oder der Kaiserkrone deutlich sichtbar wird, wie eine Nase in einer dünnen Sandwüste. Aber Geschichte ist keine Biographie, und große Individuen gibt es, wenn wir mit dem Titel nicht gar zu verschwenderisch umgehen wollen, nur alle hundert Jahre einmal; die Geschichte aber ist ein Kontinuum und geht auch ohne solche Großen weiter und ist schon darum — Volksgeschichte. Aber können wir Massen, können wir ein Volk als Ganzes fassen und dürfen wir es als Einheit betrachten? Da erhebt sich die schwierige Frage nach der Psychologie einer Gesamtheit, einer Masse. Ist diese nur die Summe der sie zusammensetzenden Atome, selbst wieder nur ein Sammelname für viele Individuen? Oder gibt es so etwas wie eine Volksseele als Einheit, die ihre besonderen psychologischen Funktionen, nicht zusammenaddierte, sondern einheitliche Gedanken, Gefühle, Willensimpulse hat? Der Begriff „Volksseele“ ist oft etwas verschwommen Romantisches, das unbekannte X, mit dem man phrasenhaft geschichtliche Vorgänge zu erklären sucht und in Wahrheit erst recht unerklärt läßt. Aber wenn wir an den modernen Begriff der Massensuggestion denken und in den Kreuzzügen die Wirkung einer solchen unverkennbar vor Augen sehen, oder wenn wir an den eben von uns erlebten unvergeßlichen Sturm der Begeisterung unseres Volkes in den Mobilmachungstagen denken oder an die Leichtgläubigkeit auch der kritischsten unter uns bei der falschen Nachricht von der Einnahme Belforts, so ist dieser Gesamtgeist doch etwas anderes als eine Summe, ist etwas Greifbares, die durch die Masse als solche wirkende Kraft und eine die Masse als solche beherrschende und bewegende einheitliche Idee. Und dabei zeigt sich ein eigenartiges Wechselspiel: was macht ein Volk, das der Träger der Geschichte ist? Nicht Rassengefühl und Stammesbewußtsein, das verliert sich vielfach im Dunkeln und Unsichern; nicht der Heimatboden — der kann bleiben, auch wenn ein Stück davon wie Elsaß von einem Volk zum anderen geschoben wird; nicht die Sprache — man

denke an die dreisprachige Schweiz; auch nicht die Gemeinsamkeit der Zwecke — sie hat auch eine Aktiengesellschaft, sondern lediglich das gemeinsame geschichtliche Erleben, das in zweihundertjähriger Zugehörigkeit zum großen französischen Staat die Elfaß-Lothringer zu Franzosen gemacht hat und durch das dieser Krieg an seinem siegreichen Ende sie — hoffentlich! — zu deutschen Staatsbürgern machen und mit Staatsbewußtsein erfüllen wird.

Nun aber kommt erst zum vierten das, was gewöhnlich als Gegenstand und Hauptproblem einer Philosophie der Geschichte angesehen wird, die metaphysische Frage, ob die Geschichte einen Sinn und einen Zweck habe? Auf metaphysische Fragen gibt es bekanntlich nur hypothetische Antworten. Sehen wir statt Zweck „Ziel“, so wissen wir, daß gerade da die Sozialdemokratie besonders metaphysisch und wiederum besonders dogmatisch denkt, indem sie das Endziel zu kennen behauptet und es materialistisch, ökonomisch bestimmt — als den Kommunismus nach der Expropriation der Expropriateure und als die Überwindung des Nationalismus durch die Internationale. Aber von erkenntnistheoretisch geschulten Sozialdemokraten selbst ist dagegen das Wort geprägt worden: „Das Endziel ist nichts, die Bewegung ist alles.“ Warum es nun aber so schwer oder geradezu unmöglich ist, jene Frage zu beantworten, ist das: wir haben von der Geschichte nur einen ganz kleinen Ausschnitt, kennen weder den Anfang noch das Ende. Wenn wir annehmen, daß das Menschengeschlecht hunderttausend Jahre alt ist und noch hunderttausend Jahre lang bestehen werde — und diese Zahlen sind vermutlich nach rückwärts und nach vorwärts zu klein —, so kennen wir davon etwa sechstausend Jahre, also einen ganz kleinen Ausschnitt. Nun kann man freilich aus jedem Torso auf das Ganze schließen, nur sind diese Schlüsse um so unsicherer, je kleiner die bekannten Stücke sind; und hier sind sie vermutlich winzig.

Eine Vorfrage ist dabei die: wenn die Geschichte einen Zweck, ein Ziel hätte, sind dann nicht alle Generationen vor Erreichung dieses Ziels nur Mittel, das Ziel wird vielleicht erst von der allerletzten erreicht und erlebt? Dagegen darf man doch fragen, ob nicht auch hier immer und jedesmal der Lebende Recht hat, jede Generation ihr eigenes Leben lebt und ihren eigenen selbstständigen Wert besitzt? Damit würde der Gedanke des Endziels auch hier verschwinden und von der Geschichte überhaupt gelten, daß die Bewegung alles sei. Allein statt Bewegung sagen wir hier doch lieber Entwicklung, und dann ist der Zweck- und Zielgedanke alsbald wieder da. Dem tritt nun die Anschauung gegenüber, daß sich nichts entwickle, sondern daß es immer ein und dasselbe sei: der Mensch bleibe im Guten und Bösen, im Glück und Unglück stets der gleiche, die Menschheit als ganze stehe still auf einer Linie, um die sich der Pendel des geschichtlichen Lebens auf und ab bewegt; der Unterschied der verschiedenen Perioden sei nur der, ob diese Schwingungen lebhafter oder langsamer, die Differenzierungen größer oder kleiner seien. Das letzte Wort dieser Stillstandshypothese, dieses Schwingens und Schwankens um einen Null-

punkt wäre dann der Nihilismus; wie auch der den Pythagoreern entlehnte Gedanke Nietzsche's von einer ewigen Wiederkunft des Gleichen ein ganz nihilistischer, kein abgrundtiefer, sondern, um mit Mephistopheles zu reden, ein ganz dummer Gedanke ist. Anders, wenn wir statt Pendelschwingungen eine wirkliche Entwicklung annehmen. Aber auch da gibt es zwei Möglichkeiten — Rückschritt oder Fortschritt? Liegt das Ziel als Höhepunkt am Anfang als verlorenes Paradies, oder am Ende — heiße man es nun Reich Gottes oder Ewiger Friede oder wie sonst immer? Eben hier ist für eine wissenschaftliche Entscheidung der Torso viel zu klein. Aber was man nicht wissen kann, das dürfen wir vielleicht glauben. Nun bin ich kein Freund einer Postulatentheorie, die von einem Sollen auf ein Sein schließt: man kommt dabei gar zu leicht dazu, das Seinsollende mit dem Wünschenswerten zu verwechseln und dann einfach zu glauben, was man wünscht. Das haben wir vor etlichen Jahrzehnten bei einer Theologenschule erlebt. Aber hier handelt es sich ja nicht um ein Sein, sondern um ein Werden und Geschehen, um ein Tun und Mit-tun, und da werde ich allerdings von Sollen auf Sollen Schlüsse machen, Postulate aufstellen, einen praktischen Vernunftglauben formulieren dürfen. Also wir wissen nicht, ob es vorwärts oder rückwärts geht mit der Menschheit, ob ihr Höchstes und Bestes vor uns liegt oder hinter uns, aber wir dürfen nicht nur, wir müssen glauben an eine Entwicklung von unten nach oben, von niederen Anfängen zu höheren und immer höheren Zielen. Der Gedanke des Rückschritts ist ein unerträglich pessimistischer Gedanke, der uns und unsere Arbeit lähmt und für unser geschichtliches Handeln ein tödliches Hindernis wäre. Hindenburg muß an den Sieg glauben, um siegen zu können. Nietzsche hat über „den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ seine geistreichste und feinste Schrift geschrieben und in ihr vor allem auf den quietistisch lähmenden Einfluß der rückwärts gewendeten Beschäftigung mit der Geschichte hingewiesen. Die Schrift stammt aus seiner ersten an Schopenhauer orientierten Periode, und nur von der Schopenhauerschen Auffassung der Geschichte aus gilt dieses Bedenken vom überwiegenden Nachteil der Geschichte, und trotz des *memento vivere* oder gerade deswegen ist Nietzsche der Geschichte gegenüber so pessimistisch, und pessimistisch seine rückwärts, nicht vorwärts gerichtete Auffassung derselben.

Aber in dem Gesagten steckt und mit dem Gesagten löst sich noch ein anderes, bereits angedeutetes Problem: ist das Ziel transzendent oder immanent? Wenn jenes, dann ist es völlig unerkennbar und geht — als in der Zukunft liegend — den Historiker, der es nur mit Vergangenen zu tun hat, eigentlich überhaupt nichts an. Und dann ist allerdings die Gefahr die, daß alle Generationen vor Erreichung des Zieles sich durch den Gedanken, daß sie das Ende ja doch nicht erleben werden, hemmen lassen. Deshalb hat Bebel, dieser Kenner der Volksseele, wohl gewußt, warum er dem großen Kladderadatsch so nahe und immer wieder nahe Termine gesetzt hat. So

altruistisch ist nicht leicht — oder sagen wir: ist nicht in allen Lebenslagen der Mensch, daß er nur für die ihm völlig unbekanntem Generationen einer fernen Zukunft schafft und wirkt: er will von seinem Schaffen und Wirken etwas haben, will den Erfolg sehen, die Früchte ernten. Am Tod scheint mir heute für uns alte Menschen, die wir nicht den jungen, jauchzenden Tod auf dem Schlachtfeld, sondern tatenlos den ganz gewöhnlichen Tod auf dem Krankenbett vor uns sehen, das Schwerste und Härteste, daß wir, wenn er vor Ende des Krieges kommen sollte, seine Frucht, den Sieg und dessen Folgen nicht mehr schauen dürfen; deshalb die Bitte: den Sieg, nur den Sieg meines Volkes laß mich noch erleben!

Ist dagegen das Ziel der geschichtlichen Entwicklung immanent, dann erleben wir ja tatsächlich den Fortschritt selber mit: es geht unter unseren Augen vorwärts, und dabei kommt es auf unsere Hände, auf unser Mittun an. Wir selber können — wir kleinen Durchschnittsmenschen freilich immer nur im Kleinen und in bescheidenem Maß — mitwirken und mithelfen, und sollen es tun. So schaffen auch wir am tausenden Webstuhl der Zeit und wirken der Gottheit lebendiges Kleid mit, können zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reichen, aber damit doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streichen.

Wie nun aber jenes Kleid der Gottheit, jener Ewigkeitsbau aussieht, das können wir, mitten im Endlichen stehend, nicht mit Bestimmtheit sagen. Der eine bezeichnet es als Humanität, der andere als Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, ein Dritter als Durchbringung der Natur durch die Vernunft, und ein Vierter endlich als Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden. Was allen diesen Zielsetzungen gemeinsam ist, das ist der Gemeinschaftsgedanke. Nicht um die Beantwortung der Frage des reichen Jünglings: was muß ich tun, daß ich selig werde? sondern um ein Ganzes, um ein über die Individuen übergreifendes Wertvolles, um ein Kulturreich, wirklich um die Errichtung eines Reiches Gottes auf Erden, dessen Kommen auch Jesus nicht immer nur eschatologisch-transzendent verkündigt hat, handelt es sich. Und sein Wert besteht gerade darin, daß es immanent nie fertig ist, kein Paradies, in dem die Arbeit ein Fluch ist, kein fauler Ewiger Friede, in dem es nichts mehr zu kämpfen und zu streiten gäbe, sondern der Ort der fleißigen Hände und der Ort, wo Krieg und Streit um der Menschheit große Gegenstände nicht aufhört, das Leben im Fluß zu erhalten und interessant zu machen. Deswegen sind alle Zweckbestimmungen zu verwerfen, bei denen das Glück des einzelnen zur Hauptsache gemacht wird oder durch ein Hintertürchen nebenbei doch wieder hereinschlüpft. Denn was ist der einzelne und sein Glück gegenüber dem Ganzen und der Erhaltung des Ganzen? Auf diese Frage gibt der Zug des Todes, der heute durch die Welt geht, die Goetheantwort:

Was unterscheidet Götter von Menschen?
 Daß viele Wellen
 Vor jenen wandeln,
 Ein ewiger Strom:
 Uns hebt die Welle,
 Verschlingt die Welle,
 Und wir versinken.

Damit erhebt sich endlich noch ein letztes Problem, die Frage nach dem Anteil des Schicksals oder der Freiheit in der Geschichte. Auch darauf gibt es keine wissenschaftliche Antwort. Wo hört das Schicksal auf? Wo fängt die Schuld des einzelnen oder die Schuld eines Volkes an? Alle historische Tragödie beruht auf diesem Gegensatz; und da ist es doch merkwürdig, daß Schiller, den wir den Dichter der Freiheit nennen, die größere Hälfte der Schuld aller seiner Helden den unglückseligen Gestirnen zugewälzt hat. Allein er kannte eben den richtigen Begriff der Freiheit, der kein Sein, sondern ein Imperativ ist: sei frei und handle so, als ob du frei wärst! Aber fahren wir fort: dein Schicksal nimm hin, als ob es von einer über dir stehenden Macht bestimmt würde! So vereinigt sich Freiheits- und Abhängigkeitsgefühl, menschliches Tun und Ergebung in einen göttlichen Willen, Sittlichkeit und Religion. In diesem Sinn ist die Geschichte die gewaltige Theodizee, in der sich die Gottheit offenbart und rechtfertigt zugleich, und ist das Weltgericht, vor dem der Erfolg entscheidet und sich das Gute, so oft es auch im einzelnen Fall unterliegen mag, doch immer als das Lächerlichere und Stärkere und Siegreiche erweist und durchsetzt; denn das Gute sammelt und einigt, das Böse als das Egoistische zerstört und löst auf: wir sehen es jetzt schon an den Engländern und Franzosen und werden es hoffentlich bald noch deutlicher sehen. Der einzelne aber kann sich der Geschichte gegenüber dabei beruhigen: fromme Ergebung in das, was ihn trifft, und kühne Tat, die zum Siege treibt und führt, und die Vereinigung von diesen beiden, der ehrfurchtsvolle Glaube an etwas, was im Walten der Geschichte über uns ist, und das an diesem Glauben sich stärkende Vertrauen auf uns selbst und die eigene Kraft und den eigenen Anteil am geschichtlichen Werden — das ist das, was unserem Volk, wenn es davon erfüllt bleibt, den Sieg verbürgt, und das, ich sage nicht: das ist, aber das soll uns der Sinn des großen Stückes Geschichte sein, das wir heute erleben!

